

Dunkler Ausgang

Benjamin Scholonsky will sich Nadeln in die Augen stechen. Ich, sein Freund Jakob, will ihn davon abhalten.

Zugegeben, die Geschäfte gingen nicht so gut für ihn in der letzten Zeit. Ich habe Gerüchte gehört. Aber ist das ein Grund, zu solch endgültigen Mitteln zu greifen, frage ich mich.

Ich war gestern bei ihm in seiner Wohnung. Was für eine Auswahl von Nadeln er dort aufbewahrt! Stecknadeln mit roten Köpfen, kupferne, lange, Sicherheitsnadeln, sogar ein paar Reißzwecken. Verschiedene Meßbänder lagen herum, aber kann er sich mit einem Meßband erwürgen? Er würde zuerst ohnmächtig werden, dann würde ich hereinstürzen und ihn retten. Aber überall in seiner Zwei-Zimmer-Wohnung waren die Nadeln verstreut. Sein Laden liegt darunter, nebenbei gesagt.

„Das ist verrückt, Ben“, sagte ich, „schau, bist du verrückt? Du sammelst solche Sachen an einem Platz, wo auch gegessen wird“, ich zeigte auf ein halb aufgegessenes Brot auf einem Teller, „und...“

„Na und, wen kümmert es noch.“ Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, seine Hand hing herunter, sie blutete.

„Gut, Benjamin“, sagte ich, nahm seine Hand und schütterte ihn, „hast du diese Dummheiten nötig?“

Er streckte seine Hand aus and grapschte in den Berg Nadeln, der auf dem Tisch zwischen uns, wo wir Tee tranken, aufgehäuft war. Er preßte die Faust zusammen.

Gewaltsam nahm ich ihm die Nadeln aus der Hand, wobei mich eine in der Finger stach. Ich mußte ein Taschentuch um meine Wunde wickeln und beschloß, die Nadeln ebenfalls einzuwickeln, alle. Ich knotete sie in einen dicken Schal, den ich aus einer Schublade hängen sah, und steckte das ganze tödliche Knäuel in eine Tasche, die ich mitgebracht hatte.

„Landau, mein alter Partner, dieser Betrüger, sagte einmal zu mir, daß Schneider, die mit dem Wollfaden nähen, das Wolfsrudel nicht sähen, das sie belagert, nur wenn der Wollvorrat zu Ende ginge, schauten sie auf und sähen mit eigenen Augen.“

„Ich verstehe nicht, was du sagst“, mußte ich ihm gestehen.

„Schön,“ er seufzte. „Ich habe Sorgen, die du dir nicht vorstellen kannst.“

Ich fragte, ob es Geld war, was ihm fehlte.

„Hast du welches?“ Er lachte. „Unsere Tage als Geschäftsleute hier gehen zu Ende. Vertrieben durch Verordnungen.“ Er begann sich die Augen zu reiben, und ich sprang auf. Doch dann fiel mir ein, daß die Nadeln alle in meiner Tasche waren. Er ließ die Fäuste sinken und öffnete die geröteten Augen; Lider waren schwer und halb geschlossen. Ich hatte lange genug geschwiegen.

„Jeder Narr mit Gehirn kann sehen, daß etwas nicht stimmt“, begann ich.

„Ich stehe nicht allein“, unterbrach er mich, „aber was kann ein anderer tun, wie viel...“

„Du fühlst dich schwach – ich etwa nicht?“

„Du fühlst dich schwach, ich fühle mich schwach, Landau fühlt sich schwach, dieser Betrüger, wir sind schwach – na und?“

„Zusammen schwach.“

„Ein Privileg!“

„Bist du allein, Ben?“

„Sie haben mir die Lizenz weggenommen.“

„Warum? Was hast du getan? Deine Familie hat sie doch schon so lange.“

„Seit sechs Generationen; ich weiß nicht warum.“ Er zog ein Blatt Papier aus einem Buch. „Hier“, er setzte seine Lesebrille auf, „hier steht – nein, ich werde es dir sagen: Sie klagen mich der Sympathien an, *die mich als Verräter brandmarken*. Sie nehmen mir alles weg, meinen Lebensunterhalt. Wer mir die Nachricht brachte? Kagonowitsch, er brachte mir das Schreiben, daß meine Lizenz ausläuft, die Anklage gegen mich, die Nachricht über die Beschlagnahmung. Mein Laden, Jakob, ist weg. Ich sagte zu ihm: ‚Wie kann das sein, Simon? Du kennst mich, seit ich ein Kind gewesen bin, wie kann das sein?‘ Großes Tier bei der Regierung. Er sagte zu mir, er könne nicht mit mir darüber diskutieren, ich würde eine Gelegenheit bekommen, mich zu verteidigen. ‚Mich verteidigen? Weswegen?‘ fragte ich ihn, wütend jetzt. Er sagte zu mir, er sei

ausschließlich in dienstlicher Angelegenheit hier. Einer von uns ,ausschließlich in dienstlicher Angelegenheit hier!‘“

Die Röte stieg ihm ins Gesicht. „Was soll ich tun? Soll ich von der Luft leben?“ er breitete die Arme aus. Ich sah mich um in seinem kleinen, spärlich möblierten Zimmer.

„Ein reicher Mann, für sie bin ich ein umstürzlerischer, reicher Mann!“

„Beruhige dich, Ben, du weißt, daß es nicht gut ist für deine Gesundheit, wenn du dich aufregst. Was hat Kagonowitsch noch gesagt?“

Benjamin fluchte ihm, die knochige Faust schüttelnd. Er was beschuldigt worden, Organisationen anzugehören, von denen er nicht einmal gehört hatte, sie nannten ihn „Ausbeuter“ und „gierig“. „Sie haben mir mein Leben genommen“, schrie er, „und einer von uns macht den Büttel!“ Er fuchtelte mit den Armen.

„Sei doch leiser“, beschwor ich ihn, „deine Nachbarn haben Ohren.“

„Meine Nachbarn“, schrie er, „was scheren mich meine Nachbarn?“

„Geh weg, Bennie. Hau ab. Wer hat so was nötig? Du hast es jetzt mit deinen eigenen Augen gesehen. Ich gebe dir Adressen.“ Ich nahm einen Stift, um ihm die Namen meiner Verwandten in einem anderen Land aufzuschreiben.

„Abhauen? Sehr gerne. Aber sie werden mich nicht rauslassen. Ich muß vor Gericht erscheinen. Ich bin ein Umstürzler, ich bin ein Feind, ich bin gefährlich, wußtest du das nicht? Ich bin ein Spion seit fünfundzwanzig Jahren. Das steht hier schwarz auf weiß“, er wedelte mit der Vorladung und der Liste der Verdächtigungen, einige der Blätter flatterten zu Boden, „sie werden mich nicht rauslassen.“

„Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben“, wandte ich ein.

„Hoffnung ist ein Lügner unter diesen Umständen.“

Und was war mit mir, fragte ich mich. Ich bin auch ein Schneider. Und stand es um meine Sicherheit etwas besser als um seine?

„Und dein Lager – auch weg?“

„Ja.“

„Dein Laden – hast du noch den Schlüssel dafür?“ Ich hatte einen Plan.

„Nichts, Jakob, alles wurde beschagnahmt: so war es verordnet, so geschah es.“

„Sollen sie es doch schwer machen für uns“, sagte ich zu Benjamin. Ich erzählte ihm, daß es mit meinem Vater so geschehen war, mit seinem Vater und davor war es immer so geschehen, so weit zurück, als ich jemals gehört hatte.

„Sollen sie doch ihre Kleider selbst nähen. Es war nie ein Privileg, glaube mir.“ Ich hatte beschlossen, irgendwo anders hinzugehen.

Bennie beschwor mich, still zu sein, gerade solche Reden erwarteten sie von uns zu hören, sagte er.

Ich öffnete die Tasche zwischen meinen Knien und nahm alles heraus. Ich zog ein paar Nadeln aus dem Knäuel zerknautschter Tücher. „Und sie erwarten von und beiden, daß wir zusammen auf der Spitze dieser Nadel unseren Lebensunterhalt verdienen?“

Wir hörten ein Klopfen an der Tür und wurden starr vor Furcht. „Ich gehe“, sagte ich. Es waren vier Männer. Sie hatten einen Brief für mich, eine Vorladung. Vom Schreibtisch Kagonowitschs, der für die Handelslizenzen in unserer Provinz zuständig war. Sie waren erst bei mir zu Hause gewesen. Ich hatte meiner Frau gesagt, wohin ich gehen wollte. Um zehn Uhr nachts waren sie gekommen, um mich bei Scholonsky zu suchen.

„Ich sehe, ihr seid zusammen“, sagte einer von ihnen und zog ein Notizbuch aus der Tasche. Die drei anderen durchsuchten Scholonskys Wohnung. Mir fiel nicht ein, sie nach einer Vollmacht zu fragen. Sie durchwühlten alles.

„Sie sind ein Freund von Herrn Scholonsky“, stellte der Mann fest; die Art wie er „Freund“ sagte, überzeugte mich, daß er nicht „Freund“ meinte ...

„Wir sind Vettern, und er ist der Schwager meiner Schwester, ich kenne ihn, seit ich ein Kind war“, sagte ich. „Ja, wir sind Freunde.“

Er fragte mich, nachdem er Benjamin von der Befragung ausdrücklich ausgenommen hatte (er war schon befragt worden), ob ich je bestimmten Organisationen angehört hätte, und er nannte ein paar Namen. Ich verneinte. Er glaubte mir nicht und lächelte mich an, wie um mir zu verstehen zu geben, daß ich nicht so klug war, wie ich annahm. Hatte ich jemals Unterstützung von dieser Hilfsorganisation beantragt oder erhalten, er nannte sie. Ich antwortete: nein. Er glaubte mir auch das nicht. Hatte ich

jemals Versammlungen jenes Vereins beigewohnt. Nein. War ich regelmäßiger Gast in jenem Cafe. Ja, das war ich. „Aber es gehört meinem Onkel“, sagte ich, worauf er wild kitzelte.

An einem Abend in der Woche, donnerstags, traf ich mich dort mit Benjamin, um Schach zu spielen, das hatten sie herausgefunden – was taten wir in Wirklichkeit?

Ich sah mich nicht in der Lage, diese Frage zu beantworten. „Wir spielen Schach“, sagte ich, „S-C-H-A-C-H.“ Das machte ihn wütend.

So ging es weiter bis Mitternacht. Ich las den Brief, von Kagonowitsch persönlich, daß die Lizenz, das Schneiderhandwerk auszuüben, hiermit beendet sei, daß ich ein Spion sei und ein Feind. Ich würde vor Gericht gestellt werden.

„Ist das allés?“ fragte ich einen von ihnen.

„Ja, wir haben draußen Wachen aufgestellt, die Sie nach Hause begleiten werden, damit Sie ihre persönlichen Habseligkeiten holen können. Sie werden woandershin überführt.“ Er nannte ein Gefängnis nahe der Hauptstadt, von dem ich wußte, daß es ein gefährlicher Ort war; es beherbergte einige der schlimmsten Verbrecher des Landes. Es berührte mich seltsam, als ich den Brief nochmals überlas, daß ich die Lizenz seit meinem siebzehnten Lebensjahr innegehabt hatte, seit mein Vater gestorben war und ich den kleinen Laden übernommen hatte. Es war eine lange Zeit gewesen.

Endlich gingen sie.

Die Wohnung war ein Durcheinander. Die wenigen Bücher, die Benjamin besaß, hatten sie zerfetzt, um geheime Verstecke aufzuspüren, und die Blätter lagen überall im Zimmer verstreut. Sorgfältig hatten unsere Besucher sogar die Nadeln ausgewickelt, in aller Ausführlichkeit war die Vielfalt unserer Besitztümer registriert worden.

„Alles, was wir brauchen, ist Zwirn“, meinte Benjamin, „und ich werde meine Lider zusammennähen für immer, da es keinen Ausweg gibt.“

Ich preßte die Hand auf meine Brust, ich glaubte, ersticken zu müssen. „Da es keinen Ausweg gibt...“ sagte ich. „Wir lassen sie nicht herein.“ Ich nahm eine Handvoll Nadeln. Ich hatte keine Wahl, ich mußte tun, was ich tat; das letzte, was ich sah, war, wie Benjamin seine Hand ausstreckte, dann wurde alles dunkel.